

SPRACHLICHES WISSEN ZWISCHEN LEXIKON UND GRAMMATIK

Bericht von der 46. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache

von Jens Gerdes

Wenn in jüngster Zeit von Grammatiktheorie die Rede ist, fällt früher oder später meistens der Begriff „Konstruktionsgrammatik“. Gemeint sind mit diesem Sammelbegriff Alternativen zu den syntaktozentrischen Sprachtheorien der letzten Jahrzehnte mit ihrer restriktiven Unterscheidung von sprachlichen Einheiten (Wortschatz) und sprachlichen Regeln (Grammatik). Was sich hinter solchen konstruktionsgrammatischen „Trends“ verbirgt, und ob es nicht vielleicht sogar Alternativen zu dieser Alternative gibt, wurde anlässlich



Gabriele Warminski-Leitheußer, Bürgermeisterin der Stadt Mannheim, begrüßt die Tagungsteilnehmer

der 46. Jahrestagung des IDS drei Tage lang unter dem Titel „Sprachliches Wissen zwischen Lexikon und Grammatik“ diskutiert.

Zwei mögliche Auffassungen dieses titelkonstituierenden „Zwischen“ erläuterte **Stefan Engelberg** (Mannheim) als Leiter der Abteilung Lexik des IDS und als Hauptverantwortlicher für die Tagung gleich im Anschluss an die Eröffnung durch den Direktor Ludwig M. Eichinger und die allgemeinen Grußworte durch die Bürgermeisterin der Stadt Mannheim, Gabriele Warminski-Leitheußer.

Zum einen kann dieses „Zwischen“ als eine Art Grenze angesehen werden – die Natur von Grenzen solcher Art ist oft eher irrelevant, interessanter dagegen die Frage, wo genau diese Grenze verläuft und vielleicht auch, wie (und warum) diese Grenze historisch anders gezogen wurde. Unter den Grammatiktheorien mit Grenzkonzeptionen dieser Art konkurrierten in der jüngeren Geschichte der Grammatiktheorie solche Ansätze, die das Lexikon klein halten, indem sie lexikalische Einträge nur minimal spezifizieren und ein komplexes Regelsystem darüber operieren lassen so, dass selbst komplexe Wörter über syntaktische Transformationen erzeugt werden können – mit solchen Theoriesystemen, die reich gestaltete Lexikoneinträge postulieren, mit semantischer Dekomposition und umfassenden Valenzinformationen etwa, und die folglich mit einem schlanken Apparat an syntaktischen Regeln auskommen.



Prof. Dr. Stefan Engelberg: Einführung in das Thema

Dieses „Zwischen“ kann aber auch als eine Art hypostasiertes „Dazwischen“ angesehen werden, eingeklemt zwischen dem Lexikon, welches all die Elemente beinhaltet, die ein Sprachteilnehmer kennen muss,

und dem grammatischen Regelsystem, welches typischerweise aus der Gesamtheit dessen besteht, was ausnahmslos und regelhaft zu beschreiben ist. Damit wird suggeriert, dass dieses „Dazwischen“ eben von den umgebenden Bereichen Lexikon und Grammatik prinzipiell nicht mit abgedeckt wird. Je nachdem, wie umfassend eine solche Modellierung dieses Zwischenraums geschieht, kann der Zwischenraum seinerseits sogar ausgedehnt werden auf den Gesamtbereich sprachlicher Erscheinungen. Lexikon, Grammatik und alles dazwischen verschmelzen in diesem Konzept zu einem einzigen umfassenden „Konstruktikon“, dessen konkrete Inhalte sich mal mehr, mal weniger regelhaft verhalten.

Auf einen Typus von Konstruktionen, der geeignet ist, die Grenzen zwischen Grammatik und Lexikon gehörig durcheinanderzubringen, ging **Gert Webelhuth** (Frankfurt a. M.) im Eröffnungsvortrag genauer ein. Anhand von sechs Arten von Relativsätzen des Deutschen, die allesamt verschiedene grammatische Eigenschaften haben, skizzierte er unterschiedliche Möglichkeiten einer grammatischen Analyse. Man könne zwar die Unterschiede erfassen, indem man das Verb zum Kopf der Relativsatzkonstruktion mache. Um die Projektion der unterschiedlichen Eigenschaften abzuleiten, müsse man dann aber für jedes Verb sechs homophone Lexikoneinträge postulieren, wofür es keine unabhängige Motivation gibt. Genauso könne man leere Elemente zu Köpfen machen. Die Probleme blieben dabei die gleichen, nur noch abstrakter, da hier sozusagen sechs verschiedene leere Köpfe angenommen werden müssen, was noch unmotivierter ist als der vorher diskutierte Ansatz. Außerdem ließe dies die Gemeinsamkeiten der sechs Relativsatzkonstruktionen wie Zufälle aussehen. Der einzige Grund für solche Analysen, vermutete Webelhuth, liege im Versuch, Konstruktionen um jeden Preis zu vermeiden. Seiner Meinung nach könne aber ein intelligent konzipiertes Vererbungsnetzwerk für die Relativsatzkonstruktion besser mit dem Phänomen umgehen. So kommt Webelhuth also zu dem Schluss, der seinen Vortragstitel („Paradigmenwechsel rückwärts: Die Renaissance der grammatischen Konstruktion“) erklärt: Die Konstruktionsgrammatik sei nichts anderes als eine Rückkehr zur konstruktionsbasierten traditionellen Grammatik mit weiterentwickelten theoretischen Werkzeugen, nachdem sich Grammatiktheorien ohne Konstruktionen als empirische und theoretische Fehlentwicklungen erwiesen hätten.

Im anschließenden Vortrag mit dem Titel „Where does the mountain stop? Konstruktionen, Zeichen und Granularität“ illustrierte **Wolfgang Imo** (Mün-

ter) den Begriff der Granularität metaphorisch an der Grenzziehung zwischen dem Lhotse und dem Mount Everest. Dass diese beiden ineinander übergehenden Berge des Himalaya jeder für sich und unabhängig voneinander existieren, ist nicht bezweifelbar. Eine genaue Bestimmung der Grenzlinie zwischen ihnen ist allerdings nicht objektiv möglich, sondern ausschließlich im Rahmen von konkreten Untersuchungen mit bestimmten Untersuchungszielen. So wie auch bei der Untersuchung von verwandten sprachlichen Einheiten stets Grenzfälle auftauchen, die nicht unabhängig vom Untersuchungskontext zuzuordnen sind. Abstrakte Konstruktionen geben keine Kriterien vor, wie weit ihre Analysereichweite in Bezug auf konkrete Sprachvorkommen verstanden werden kann, zumal selten mustergültige Konstruktionen, sondern immer nur aneinandergereihte Fragmente solcher Konstruktionen vorkommen – so jedenfalls die Behauptung aus gesprächsanalytischer Sicht. Dieses verdeutlichend zeichnete Imo eine umfassende Typologie des deiktischen Elements *jetzt*, das lediglich auf der größten Betrachtungsebene (in Begriffen der Granularität: mit einer groben Korngröße) eine „Augenblicksmarke“ darstellt. Verfeinert man die Körnung ein wenig, lässt sich eine Unterteilung in die Facetten „temporale Augenblicksmarke“ und „gesprächsstrukturierende Augenblicksmarke“ vornehmen. Bei beliebig verfeinerter Detailschärfe kommt eine Vielzahl von Funktionen zum Vorschein, die im Extremfall bis hin zur Aufhebung der Dekontextualisierung reicht. Darin sah Imo eine der Hauptgefahren: Diese Betrachtungsweise tendiert dazu, Konstruktionen zum Verschwinden zu bringen, es gibt dann nur noch holistisch zu beschreibende Einzelvorkommen. Fraglich sei letztendlich auch, ob eine Grammatiktheorie überhaupt mit unterschiedlichen Korngrößen umgehen könne.

Darauf gingen auch **Edeltraud Winkler**, **Kristel Proost** und **Stefan Engelberg** (beteiligt, aber nicht vortragend: Svenja König; alle IDS) im folgenden Vortrag ein, der eine Art Werkstattbericht aus dem derzeit am IDS laufenden Forschungsprojekt „Polysemie und konstruktionselle Varianz“ darstellte. Ziel ist die Erstellung eines Handbuchs zur Beschreibung korpusbasiert ermittelter Argumentstrukturmuster einerseits (mit ihren formalen und inhaltlichen Eigenschaften sowie den partizipierenden Verbklassen) und der darin partizipierenden Verben andererseits (einschließlich der dabei beobachtbaren Idiosynkrasien). Bei den Arbeiten zu diesem Handbuch wurde allerdings schnell klar, dass die Argumentstrukturmuster nicht eindeutig zu identifizieren sind und die Fülle an Idiosynkrasien deskriptiv kaum zu erfassen ist. Untersuchungen an verschiedenen Argumentstrukturmustern des Deutschen (der Such-Konstruktion mit Beispielen der Art

„die Innenstadt nach Ladendieben durchkämmen“; den Geräusch-als-Bewegungsverben, etwa: „Die Harleys knattern über die Landstraßen“ und Resultativkonstruktionen wie „Er redet sich in Rage“) deuten darauf hin, dass Varianz empirisch tatsächlich weniger in Form einer polysemen Strukturierung „großer“ Konstruktionen als vielmehr in Form von Familienähnlichkeiten zwischen „kleinen“, granulareren Konstruktionen vorkommt. Das heißt, Varianz drückt sich durch formale und semantische Beziehungen zwischen einzelnen Argumentstrukturmustern in einem Netz von Familienähnlichkeiten aus. Konkret kann daraus gefolgert werden, dass verbspezifische Füllungspräferenzen für Argumente in bestimmten Argumentstrukturmustern und Partizipationsbeschränkungen für Verben hinsichtlich der Muster nach valenznahen lexikalischen Beschreibungen verlangen und dem Lexikon durch den Bezug auf konstruktionsgrammatische Ansätze somit nur wenig Entlastung zugestanden werden kann. Insbesondere argumentspezifische Beschränkungen für bestimmte Argumentstrukturmuster (wie z. B. das erwähnte „sich in Rage reden“) verlangen nach der lexikalischen Beschreibung argumentstrukturmutterspezifischer Kollokationen.

Im anschließenden Vortrag von **Beatrice Primus** (Köln) ging es um „Semantische Rollen zwischen Verbspezifität und Generalisierung“. Anhand des unpersönlichen Passivs im Deutschen widmete sich Primus der Fragestellung, ob die beiden üblicherweise veranschlagten Dimensionen „Kausal-Ereignisstruktur“ und „Involviertheit“ grammatisch relevant seien. Insbesondere war dabei die Frage von Interesse, ob der Phänomenbereich dabei lexikonbasiert, konstruktionsgrammatisch oder beschränkungsbasiert am adäquatesten zu beschreiben sei. Eine Auswertung von Experimentaldaten, Korpusbelegen und Erkenntnissen aus sprachvergleichenden Untersuchungen brachte Primus zu der Folgerung, dass es beim unpersönlichen Passiv zwischen verbspezifischen Rollen (etwa: *Lesender / Gelesenes* bei *lesen*) und verallgemeinerten strukturellen Rollen („Proto-Rollen“ wie Agens und Patiens) grammatisch relevante Involviertheits-Rollen gibt, deren Partizipanten auf einer Agens-Prototypikalitätsskala verortet werden können, wobei der sprachvergleichend invariant attestierte Bedeutungskern jeweils die merkmalsreichste und logisch stärkste Agens-Lesart ist. Innersprachliche und intersprachliche Variation und nachlassende Grammatikalität gibt es dann erst bei den merkmalsärmeren Agens-Lesarten – Erklärungen, die auf metaphorische Übertragung, konstruktionsgrammatische Vererbung oder Schemabildung zurückgreifen, wären damit überflüssig.

Der letzte Vortrag am ersten Tagungstag war dann eher praktischer Natur. **Christiane D. Fellbaum** (Princeton) sprach über die „Abgleichung von WordNets Verbinventar mit Argumentalternationen in FrameNet“. Die beiden im Titel genannten großen lexikalischen Ressourcen sind (auf Introspektion und Korpusdaten basierend) manuell konstruiert worden und verfolgten ursprünglich die Intention, menschliches Sprachwissen für die konkrete maschinelle Anwendung bereitzustellen. Außerdem sind beide nach komplementären Klassifikationsprinzipien aufgebaut: Während WordNet als semantisches Netz (und damit praktisch als Modell des mentalen Lexikons) konzipiert ist, stellt FrameNet die Verben primär framesemantisch dar und bezieht somit auch die syntaktischen Realisierungsmuster mit ein. Beide Ressourcen erstellen aber Form-Bedeutungspaare mit bestimmten Inkompatibilitäten, was nicht der Fall sein sollte, wenn die These Bestand haben soll, dass gemeinsame Argumentstrukturalternationen semantisch homogene Verbklassen anzeigen. Im Vortrag erläuterte Fellbaum die Versuche, verschiedene Verben manuell mit Einträgen aus WordNet und FrameNet zu annotieren und dadurch die Harmonisierung der beiden Ressourcen zu befördern, was im Endeffekt auch der sprachwissenschaftlichen Theoriebildung förderlich sein dürfte.

Im Anschluss führte **Carolyn Müller-Spitzer** (IDS) in die am Mittwoch ganztägig parallel zu den Vorträgen stattfindende Messe zur elektronischen Lexikografie ein. Auf der Messe präsentierten 16 Projekte aus dem In- und Ausland ihre Forschungsergebnisse, jedes einzelne wurde von Müller-Spitzer hier vorab kurz vorgestellt. (Lesen Sie hierzu den Bericht über die Projektmesse „Elektronische Lexikografie“, S. 20 in diesem Heft.)

Unter dem Titel „Wie man aus Wörtern Bedeutungen macht: Semantische Typen treffen syntaktische Abhängigkeiten“ entwickelte **Patrick Hanks** (Prag) am Mittwochmorgen seinen Ansatz einer von Grund auf korpusbetriebenen Sprachbeschreibung. Der Einsicht, dass die Bedeutung sprachlicher Einheiten immer überkompositionell aus dem Kontext heraus entsteht, weder die Analyse mittels valenzbasierter Konzepte, noch die Beschreibung der Kollokationen allein allerdings ausreichen, um diesen Kontext hinreichend zu spezifizieren, stellte Hanks seine eigene titelgebende Synthese dieser beiden Konzepte entgegen. Als semantische Typen bezeichnete er dabei die intrinsischen und invarianten Eigenschaften lexikalischer Elemente, denen jeweils durch den Kontext semantische Rollen zugewiesen werden. Vermittels dieser semantischen

Typen ist außerdem in jedem spezifischen Muster eine Implikatur verankert. Das heißt: Jedes Muster ist mit einer Bedeutung verbunden, zu beschreiben als Reihe von prototypischen Annahmen. Ermittelt werden sollen, das ist das Besondere dieses rein induktiven Vorgehens, diese Muster ausschließlich durch die „Corpus



v.l.n.r.: Prof. Dr. Friedhelm Debus, Prof. Dr. Horst Sitta (beide ehemalige Präsidenten des IDS), Prof. Dr. Johannes Erben; Prof. Dr. Siegfried Grosse und Prof. Dr. Heinrich Löffler (beide ehemalige Präsidenten des IDS), Peter Roschy (Vorsitzender des Freundeskreises), Prof. Dr. Anke Holler, Prof. Dr. Gert Webelhuth

Pattern Analysis“ (CPA), einer von Hanks minutiös dargelegten Methode zur Identifizierung geläufiger semantischer Typen und Kollokationen bis hin zur Technik der Errechnung wahrscheinlicher Bedeutungen eines Verbs im jeweiligen Kontext. Als bemerkenswert stellte sich dabei auch die Möglichkeit dar, sowohl konventionelle Sprachgebrauchsmuster zu integrieren als auch mit „Sprachgebrauchsmuster-Exploitationen“ adäquat umzugehen, ohne die linguistisch angestrebte Charakterisierung von Sprachen als Systeme mit regelgeleitetem Verhalten in Frage stellen zu müssen – wobei hier die Regeln nur als statistische Wahrscheinlichkeiten anzusehen sind und nicht als absolute Notwendigkeiten. Diese Regeln differenzierte Hanks also in ein Set von Regeln, das den Normalgebrauch von Wörtern reguliert, und ein weiteres interagierendes Set, das die Abweichungen von der Norm reguliert. Somit können also auch „irreguläre“ Kontexte auf regelgeleitete Weise Bedeutung determinieren. Das Fazit der Ausführungen: Anstatt über Grenzen zu streiten, sollten Linguisten lieber Prototypen identifizieren und untersuchen. Daraus werde sich in vielen Fällen von selbst ergeben, was womit korreliert.

Im darauf folgenden Vortrag berichtete **Annelies Häcki Buhofer** (Basel) unter dem Titel „Lexikographie

der Kollokationen zwischen Anforderungen der Theorie und der Praxis“ über zwei Forschungsprojekte. Mit dem „Wörterbuch der festen Wendungen und typischen Wortverbindungen des Deutschen“ soll ein Kollokationenwörterbuch nach Art des „Oxford Collocations Dictionary for students of English“ ent-

wickelt werden, das für den Erst- und den Zweitsprachenunterricht gleichermaßen geeignet ist. Die Integration von Kollokationen ins „Neue Baseldeutsch-Wörterbuch“ steht dagegen vor ganz anderen Aufgaben – insbesondere auch, was die Berücksichtigung von Korpusanalysen angeht. In beiden Fällen scheint es geboten, reine Korpusanalysen mit Methoden der traditionellen Wörterbucharbeit zu kombinieren, was die Vortragende an zahlreichen Beispielen exemplifizierte.

Daran anknüpfen konnte **Ulrich Heid** (Stuttgart) im anschließenden Vortrag über eine „Korpusbasierte

Beschreibung der regionalen Variation von Kollokationen: Deutschland – Österreich – Schweiz – Südtirol“. Heid schilderte die Schwierigkeiten des Versuchs, in Kollokationsdaten aus Korpora Anhaltspunkte für regionale Variation zu finden – insbesondere unter der Maßgabe, „lexikalisch unauffällige Kollokationskandidaten“ finden zu wollen. Das heißt: Nicht der „Zustupf“, den der Schweizer leistet, ist hier im offensichtlichen Gegensatz zum „Zuschuss“, den der Deutsche gibt, interessant – sondern eben die Kollokatorenwahl. Das Schweizerische „leistet“ eben in diesem Fall, das Deutsche „gibt“. Abgesehen von diesen Schwierigkeiten konnte Heid über ein Verfahren berichten, dessen angestrebtes Ziel darin besteht, Kollokationskandidaten in Korpora zu finden und im gleichen Schritt deren detaillierte Beschreibung (etwa nach Wortklassen und morphosyntaktischen Merkmalen) zu liefern.

Nach der Mittagspause ging es dann wieder etwas „kerngrammatischer“ zu. **Claudia Maienborn** (Tübingen) trug unter dem Titel „Strukturausbau am Rande der Wörter“ neue Forschungsergebnisse über adverbiale Modifikatoren beim Zustandspassiv vor. Das Zustandspassiv analysierte die Vortragende neueren Forschungsansätzen folgend nicht eigentlich

als Passiv, sondern als Spezialfall einer deverbalen Kopula-Adjektiv-Konstruktion. Insbesondere die partielle Zulässigkeit von adverbialen Modifikatoren ist hier erklärungsbedürftig. Maienborn zeigte, dass die lexikalische Adjektivierung Auswirkungen auf die gesamte Verbalphrase hat und die adverbialen Modifikatoren dabei vollständig (prosodisch, syntaktisch und semantisch) in den Verbalkomplex integriert werden. Damit liegt diese Konstruktion (verdeutlicht am Beispiel „Das Manuskript ist von Chomsky zitiert“) also zwischen phrasalen Einheiten wie dem Vorgangspassiv („Das Manuskript ist von Chomsky zitiert worden“) und Wortbildungen mit adjektivischen Köpfen („Das Manuskript ist Chomsky-zitiert“). Es kommt zur Zuschreibung einer Ad-hoc-Eigenschaft an den Subjektreferenten, wir haben es damit mit einer Form von Strukturbildung im Grenzbereich zwischen Wort und Phrase zu tun. Diese Struktur, so das Fazit der Vortragenden, liege als Phänomen der semantischen Unterbestimmtheit an der Grammatik-Pragmatik-Schnittstelle und stelle als der Grammatik frei verfügbares Ausdrucksmittel für die Konzeptualisierung von Ad-hoc-Eigenschaften eine systematische Entlastung für die Grammatik dar. Damit sei dann vieles gar nicht so idiosynkratisch, wie auf den ersten Blick anzunehmen, und die Annahme von Konstruktionen nicht unbedingt notwendig.

Unter dem Titel „Dynamische Aspekte der Argumentinterpretation: Eine sprachübergreifende Perspektive“ verfolgten **Ina Bornkessel-Schlesewsky** (Marburg/Leipzig) und **Matthias Schlesewsky** (Mainz) aus neurolinguistischer Perspektive die Frage, wie das menschliche Sprachverstehenssystem mit verbfinalen Strukturen umgeht. Zentrale Fragestellung ist dabei, ob allgemein auf das Verb gewartet wird, oder ob der Satz bereits vor der komplettierenden Nennung des Verbs interpretiert wird. Die im Vortrag präsentierten Messungen von ereigniskorrelierten Potenzialen (also spontaner elektrischer Aktivität des Gehirns bei der Präsentation verschiedener sprachlicher Stimuli) lieferten allerhand Evidenz für eine verbunabhängige Interpretation in Echtzeit. Teilsätze werden also verstanden, bevor das Verb wahrzunehmen ist. Nachweisbar sind beispielsweise Argument-Argument-Dependenzen, die den Aufbau einer thematischen Hierarchie frühzeitig gestatten. Das kann aufgrund von prototypischen Handlungsrelationen etwa zwischen den semantischen Makrorollen des Actor (Täter) und des Undergoer (In-Mitleidenschaft-Gezogene) geschehen – unbelebte Actor-Argumente verursachen sprachübergreifend Irritationen, d. h. sie erzeugen messbare und damit vergleichbare elektrophysiologische Reaktionen.

Joachim Jacobs (Wuppertal) widmete sich einer minutiösen Betrachtung der zunächst distinkt erscheinenden Kategorien „Wort“ und „Syntagma“. Die Unterscheidung zwischen diesen beiden Größen spielt bekanntlich sowohl in der linguistischen Praxis als auch in theoretischen Modellen eine wichtige Rolle, und selbst die Konstruktionsgrammatik halte trotz ihrer Aufhebung der Grenzziehung zwischen Lexikon und Grammatik an dieser Differenzierung fest. Unter der Maßgabe einer empirisch adäquaten Beschreibung von Sprachsystemen sind diese Kategorien schließlich auch sehr attraktiv, da sich aus ihrem Zutreffen im Einzelfall doch viele weitere Eigenschaften vorhersagen lassen. Es gibt aber bekanntlich unzählige Grenzfälle, wie Jacobs unter anderem an Beispielen aus dem Bereich der Wortbildung verdeutlichte, bei denen einige Kriterien für eine Zuordnung zu Wörtern, andere für eine Zuordnung zu Syntagmen sprechen. Die strenge Distinktion der beiden Kategorien ist damit in Frage gestellt, die übliche Lösung sei die Abspaltung einzelner Stufen von Kriterien. So sind dann etwa viele Komposita zwar Wörter, allerdings keine phonologischen Wörter, da sie sich in phonologischer Hinsicht eher wie Phrasen verhalten. Da sich aber für jede neue Stufung des Kriteriensystems weitere Gruppen von Problemfällen einfinden, müssen immer mehr Stufen separiert werden. Damit verarmen die einzelnen Stufen in ihrer Aussagekraft bis hin zu den nicht unüblichen Extremfällen, in denen jede Stufe nur noch eine einzige Eigenschaft voraussagt.

Bewertet werden kann das nur vor dem Hintergrund konkreter Verwendungszwecke – in der Sprachdidaktik etwa bleiben die Kategorien „Wort“ und „Phrase“ nützlich, da hier eine größere Generalisierungsleistung einer absoluten Widerspruchsfreiheit vorzuziehen ist. Prinzipiell denkbar jedenfalls, so das Fazit von Jacobs, wäre eine „Grammatik ohne Wörter“ (Vortragstitel) allemal. Die Eigenschaften von sprachlichen Ausdrücken können auch bestimmt werden, ohne die Eigenschaftsdimensionen zu Stufen (wie „syntaktisches Wort“, „graphematisches Wort“ oder schlechthin „Wort“) zusammenzufassen. Und da die Eigenschaften ja nicht unabhängig voneinander auftreten, könnte dadurch sogar der Blick frei werden für die tatsächlichen Zusammenhänge.

Am Mittwochabend wurde im Rittersaal des Mannheimer Schlosses der Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim verliehen. Mit diesem Preis wird traditionell im Rahmen der IDS-Jahrestagung alle zwei Jahre ein linguistisches Lebenswerk gewürdigt. Die Jury sucht dabei laut eigenem Bekunden stets Forschungsleistungen auszuzeichnen, die ein breites Themenspektrum abdecken und die vor allem aus dem

Elfenbeinturm des Faches hinausweisen und öffentliche Wirkung haben. Mit dem 28. Konrad-Duden-Preis wurde nun allerdings erstmalig die Gesamtleistung einer Forschungseinrichtung honoriert. Das Institut für Deutsche Sprache erhielt die mit 12.500 Euro dotierte Auszeichnung. Überreicht wurde der Preis von Oberbürgermeister Dr. Peter Kurz an Herrn Prof. Dr. Dr. hc. mult. Ludwig M. Eichinger, der diesen stellvertretend für das gesamte Institut entgegen nahm.



Der Oberbürgermeister der Stadt Mannheim, Dr. Peter Kurz, überreicht den Konrad-Duden-Preis stellvertretend für das gesamte IDS an Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Ludwig M. Eichinger, den Direktor des IDS.

Der Oberbürgermeister Mannheims Dr. Peter Kurz würdigte zunächst Mannheim als Hauptstadt der deutschen Sprache und stellte heraus, dass das IDS weit über die Grenzen des Faches hinaus in die Öffentlichkeit wirke. Er begründete die Entscheidung für das IDS als Preisträger folgendermaßen: „Das IDS hat sich in den 45 Jahren seines Bestehens zu einer angesehenen außeruniversitären Forschungsstelle entwickelt, welche die Vielfalt sprachwissenschaftlicher Erforschung der deutschen Gegenwartssprache repräsentiert.“

Als zweiter Redner des Abends beglückwünschte Dr. Matthias Wermke, der Leiter der Dudenredaktion, die Preisträger.

Im Anschluss sprach dann der vormalige Preisträger und diesjährige Laudator Prof. Dr. Peter Eisenberg.

Kritisch betrachtete Eisenberg die Rolle des IDS bei der Erarbeitung und Umsetzung der Rechtschreibreform. Lobend hob er hingegen hervor, dass das IDS „für das Deutsche mitten in Europa“ weiterwirke und sprach anerkennend von einzelnen Projekten, wie dem „Fremdwörterbuch“ und der „Grammatik der deutschen Sprache“.

Abschließend hielt Prof. Dr. Ludwig M. Eichinger den Festvortrag „Die Liebe zur Sprache und die Sprachwissenschaft“. Sein Fazit: „Wer unsere Sprache genau kennt, wird sie für ihre Vielfalt, für ihre Leistungsfähigkeit und die in ihr eingefangene kulturelle Leistung schätzen und ehren.“

Mit dem Empfang im Gartensaal des Schlosses endete schließlich der 2. Tagungstag.

Der Donnerstagvormittag stand dann unter dem Signet der Spracherwerbsforschung. Zunächst referierte **Heike Behrens** (Basel) über „Die Grenzen des lexikalischen Lernens: Konstruktionsprozesse im Spracherwerb“. Die Vortragende illustrierte, wie die theoretischen Grundannahmen des konstruktionsgrammatischen Paradigmas anhand von Studien zum Erwerb des Deutschen umgesetzt und getestet werden können. Konstruktionsbasierte Ansätze gehen davon aus, dass Kinder zunächst konkrete komplexe Sprachvorkommen lernen, aus denen sie dann später abstrakte Konstruktionen generalisieren. Diese liegen dann wiederum der Fähigkeit zugrunde, neue Äußerungen kreativ zu generieren. Behrens wies mittels verschiedener praktischer Experimente, empirischer Daten und statistischer Methoden nach, dass Kinder dabei nicht etwa aus einem unbegrenzten Hypothesenraum schöpfen, sondern als „vorsichtige Generalisierer“ wahrscheinliche Strukturen auf der Basis des jeweiligen Sprachstandes generieren. Ein somit zu postulierender „gebrauchsbasierter Konstruktivismus“ negiert angeborene syntaktische Universalien jedweder Art – Eigenschaften sowohl der Lexik als auch der Syntax müssen auf Basis des Input-Systems sprachspezifisch gelernt werden. Frühe Kindersprache ist demnach konkret, nicht abstrakt, anfänglich isolierte Strukturen werden erst später durch Schematisierung und Analogiebildung zunehmend vernetzt. Ziel der konstruktionsgrammatisch geleiteten Spracherwerbsforschung müsse es demnach sein, die Granularität der Generalisierung und die Interaktion der Verarbeitungsfaktoren zu ermitteln. Die „Modularisierung“ der Funktion verschiedener Elemente und Kategorien stellt sich jedenfalls als Resultat der sprachspezifischen Ausdifferenzierung im Verlauf der Entwicklung dar – und nicht als der Beginn des Sprachlernens. Die Herausforderung für eine Linguistik des 21. Jahrhunderts

müsse es deshalb sein, so schloss die Vortragende, die spezifische Interaktion von linguistischen und nicht-linguistischen Variablen in einem sich entwickelnden Organismus angemessen zu modellieren.

Auch **Rosemarie Tracy** (Mannheim) bezeichnete in ihrem anschließenden Vortrag mit dem Titel „Konstruktion und Rekonstruktion: Evidenz aus der Spracherwerbs- und der Sprachkontaktforschung“ eine Mischung aus genetischer Ausstattung, sprachlichem



Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Ludwig M. Eichinger trägt sich anlässlich der Verleihung des Konrad-Duden-Preises an das IDS in das Goldene Buch der Stadt Mannheim ein. Hinter ihm stehend: Oberbürgermeister Dr. Peter Kurz

Angebot der Umwelt und kognitiven Prinzipien (wie Mustererkennung, Intensionszuschreibung und dergleichen) als notwendig, um den Spracherwerb von Kindern adäquat beschreiben und erklären zu können, wie sie anhand von zahlreichen empirischen Belegen kindlicher Sprachäußerungen demonstrierte. Besonders eindrücklich konnte die Referentin anhand von Beispielen im Zusammenhang mit der Ausbildung von Verbkammerphänomenen zeigen, wie die anfängliche Koexistenz heterogener Formate im Laufe der Entwicklung auf spezifische abstrakte Strukturen hin konvergiert. Das heißt, zunächst holistisch gegebene Formeln werden unter dem Druck verschiedener gleichzeitig vorliegender Strukturoptionen reanalysiert und restrukturiert. Zugleich aber wies Tracy darauf hin, dass Lerner bekanntlich früh Intuitionen über Wohlgeformtheit sowie Paraphrasenbeziehungen, Äquivalenzen etc. entwickeln. Das bereitet auch gängigen Konstruktionsgrammatiken Probleme. Es stelle sich also weiterhin die Frage: Wie bilden wir dieses Wissen ab?

Weitere Kandidaten für sprachliche Phänomene zwischen Lexikon und Grammatik präsentierte **Tibor Kiss** (Bochum) unter dem Titel: „Distribution und Interpretation von Präposition-Substantiv-Kombinationen“. Solche Kombinationen, die aus einer Präposition und einem artikellosen zählbaren Substantiv im Singular bestehen (wie in: „unter Voraussetzung des Einverständnisses“), weisen beispielsweise Distributionen auf, die unter der statistischen Annahme, dass es unendlich viele Instanzen gibt, erklärbar sind. Dennoch scheint eine freie Kombinierbarkeit nicht gegeben. Am Beispiel der Präposition *ohne* erläuterte Kiss weiterführende Überlegungen und Resultate von Korpusanalysen, da *ohne* als einzige Präposition mehr Vorkommen der genannten Präposition-Substantiv-Kombinationen aufwies als in anderen Präpositionalphrasen. Tatsächlich, so jedenfalls der derzeitige Stand der Forschungsauswertung, scheint es zwei reguläre Varianten zu geben, nämlich eine semantisch endozentrische und kompositionell aufgebaute (mit englischen Beispielen wie „on CD“ oder „by train“) sowie eine nicht-endozentrische und eher nicht kompositionelle (etwa: „auf Seiten seiner Verteidiger“), die demnach als Konstruktion zu bezeichnen wäre.

Die letzten beiden Vorträge standen dann ganz im Zeichen grundsätzlicher grammatiktheoretischer Grabenkämpfe. Die prinzipielle Frage war dabei jeweils, welche Rolle Konstruktionen als komplexe idiomatische Paare von Form und Bedeutung in einer Grammatik zukommt. Zunächst ging mit **Anatol Stefanowitsch** (Bremen) ein Vertreter der Konstruktionsgrammatik an den Start, um den Standpunkt zu vertreten, dass es „Keine Grammatik ohne Konstruktionen“ (so der Titel) geben könne. Zugleich verlieh er der weitergehenden Folgerung Nachdruck, dass man dann auch gleich Konstruktionen zum Leitprinzip der Grammatik machen sollte. Zunächst umriss er die Kontroverse grob: Auf morphologischer Ebene und bei nur wenig komplexeren Einheiten gibt es selten Meinungsverschiedenheiten; Einheiten wie das Suffix *-er*, der Verbalstamm *geb-*, aber auch der komplexe Stamm *Geber* wird in der Regel der Status eines Form-Bedeutungs-Paares zugeschrieben. Beispiele wie *jemandem Sau-*

res geben oder das schon weniger feste Muster *sich siegesgewiss* (oder sonstwie) *geben* erhalten diesen Status meist über ihren idiomatischen und überkompositionellen Gehalt zugebilligt, während für Muster wie *sie gibt ihm ein Buch* und *sie faxt ihm eine Rechnung* keine einhellige Bindung der (abstrakten) Form an eine (Transfer-)Bedeutung veranschlagt wird. Da es aber ein konstruktionsverarbeitendes System geben muss, welches dann seinerseits auch in der Lage ist, kompositionelle Strukturen verarbeiten zu können (wohingegen ein rein regelverarbeitendes System mit idiomatischen Strukturen naturgemäß Probleme hat), sei dieses besser geeignet, grammatische Strukturen einheitlich zu repräsentieren – wenn man die unbefriedigende Variante zu vermeiden sucht, dass Grammatiken mit zwei grundsätzlich verschiedenen Systemen arbeiten könnten. Stefanowitsch, der dezidiert auch als Korpuslinguist und als Vertreter inferenzieller statistischer Methoden sprach, führte diese Überlegungen dann an verschiedenen Analysen und Beispielen aus, unter anderem mit Beispielen wie „Was in aller Welt will Frau Merkel erreichen?“ an der Familie von „intensivierenden W-Konstruktionen“.

Das Gegenteil vertrat **Gereon Müller** (Leipzig). Zwar war der Ansatz identisch mit dem seines Vorredners in Bezug auf die Feststellung, dass inhomogene Theorien aus wissenschaftstheoretischer Perspektive unattraktiv seien. Er folgerte allerdings vollkommen Entgegengesetztes daraus – das von ihm explizit formulierte Arbeitsprogramm „Stück für Stück weg mit den Konstruktionen“ markierte den Schluss. Auf dem Weg dahin unterzog Müller unter anderem die „verblosen Di-

rektiva“ (etwa: „In den Müll mit diesen Klamotten!“) einer Reanalyse. Diese werden in neueren Publikationen häufig als Einheiten gehandelt, deren Analyse regelbasiert sehr schwierig, konstruktionsbasiert aber plausibel ist. Müller analysierte solche Äußerungen im Rahmen des minimalistischen Regelsystems als Verb-Erst-Sätze mit regelhaftem Antipassiv. Und wenn er damit auch nicht alle Zweifler überzeugen konnte, wie die anschließende und zugleich abschließende Diskussion zeigte, so erntete er doch zumindest starken Zuspruch für den grundsätzlichen Versuch, so viel Regularität wie möglich entdecken zu wollen.

Erstmalig gab es in diesem Jahr außerdem einen der Tagung nachgestellten korpuslinguistischen Workshop zur „Einführung in linguistische Untersuchungen mit COSMAS II“. Am Freitag führten zunächst Helge Krause und Franck Bodmer Mory vor 40 korpuslinguistisch interessierten Linguistinnen und Linguisten in Aufbau, Funktionsweise und Grundprinzipien der Arbeit mit der Korpusrecherche-Software des IDS ein. Die zweite Hälfte war dann konkreten linguistischen Fragestellungen gewidmet. Ulrich Schnörch, Stefan Engelberg und Jens Gerdes präsentierten zuerst exemplarische Einzelfallstudien und übten die Handhabung der Software abschließend in Einzelbetreuung anhand von Fragen und Problemen, die die Teilnehmerinnen und Teilnehmer reichlich vorformuliert hatten.

Der Autor ist Mitarbeiter des Fachbereichs II Germanistik (Deutsch als Fremdsprache) an der Universität Trier.

Fotos: Annette Trabold